

Mit einem Hauch von Wehmut

Die Stars drücken sich bei der Berlinale die Klinke in die Hand, aber der Wettbewerb enttäuscht das Fachpublikum

Von Kirsten Liese

Dauerregen macht das Festivalzentrum am Potsdamer Platz zu einem ungemütlichen Ort, aber zumindest auf dem roten Teppich sorgen Stars wie Steven Spielberg, der für einen Goldenen Ehrenbären angereist ist, und Schauspielgrößen wie Helen Mirren, John Malkovich oder Geraldine Chaplin in der Reihe „Berlinale Special“ für etwas Glamour im nasskalten Berlin. Und doch macht sich im Fachpublikum zunehmend Unmut breit angesichts des Wettbewerbs, der noch hinter die schwachen Jahrgänge der Ära Kosslick zurückfällt.

Vorbei die Zeiten, in denen Regiegrößen wie Claude Chabrol, André Techiné, Milos Forman, Andrzej Wajda oder Krzysztof Kieslowski dem Festival Glanzlichter aufsetzten. Nun kommen überwiegend Debütanten, die wenig zu erzählen haben. Jedenfalls mangelt es an Substanz, spannungsreicher Dramaturgie und Poesie. Von aufregenden, markanten künstlerischen Handschriften ganz zu schweigen.

Das trifft auf den nüchternen, fast nur in Büroräumen angesiedelten kanadischen Beitrag „BlackBerry“ um Auf- und Abstieg eines Handy-Giganten ebenso zu wie auf die mit 144 Minuten viel zu lange dünne chinesische Geschichte „Der schattenlose Turm“ um einen Mann, der damit hadert, den Kontakt zu seinem seit Kindheitstagen nicht mehr gesehenen Vater wiederaufzunehmen. Die internationale Koproduktion „Disco Boy“, die zunächst eigentlich vielversprechend in die schwierige Situation eines Weißrussen (Franz Rogowski) einsteigt, der als Fremdenlegionär einen Mann in Nigeria tötet, löst sich unvermittelt in einen nervtötenden Rausch aus Alkohol und Discomusik auf.

Die losen, weitgehend unspektakulären Szenen, die die mexikanische Regisseurin Lila Avilés in ihrer Studie „Totem“ miteinander verwebt, wirken da schon berührender. Ein Mann, der schwer an Krebs erkrankt ist, feiert seinen letzten Geburtstag, weshalb die große Familie um ihn herum trotz Geldmangels darum bemüht ist, eine aufwendige Par-

ty auf die Beine zu stellen. Die kleine Tochter des Moribunden, die zu erforschen sucht, ob es für den Vater doch noch Hoffnung gibt, steht im Mittelpunkt dieser dokumentarisch anmutenden Studie. Nicht alle Figuren und Momente darin wirken zwingend, aber eine Szene, in der die Kleine mit Perücke auf den Schultern der Mutter in einem roten Umhang zu den Klängen einer Arie aus der Oper „Lucia di Lammermoor“ ihren Mund bewegt, wird zu einer herzerreißenden Vorstellung.

Zumindest das französische Kino, vertreten durch Philippe Garrel, bietet noch eine klassische Handlung: „Le Grand Chariot“ fokussiert auf eine Puppenspielerfamilie, deren Theaterbetrieb auseinanderfällt, als der Vater stirbt. Der Sohn klinkt sich aus, um Schauspieler zu werden und sein alter Hausfreund verlässt die Truppe, um sich der Malerei zu widmen. Das Ausscheiden der beiden Männer allein stellt die beiden übrig gebliebenen Schwestern jedoch noch nicht vor existenzielle Probleme als vielmehr das schwindende Publikum, das in Zei-

ten digitaler Angebote Kasperle nicht mehr zu schätzen weiß. Der Charme des altmodischen Kindertheaters umflort den ansonsten nicht allzu originell anmutenden Film liebenswert mit einem Hauch von Wehmut.

In gänzlich andere Welten führt das Kino von Angela Schanelec, mit extrem langen ereignislosen Einstellungen eine spröde Vertreterin der Berliner Schule. Der Mythos des Ödipus, von dem „Music“, ihr jüngstes Werk, inspiriert sein soll, drängt sich jedenfalls nicht auf. Gleichwohl gelingt der Filmemacherin eine sinfonische Komposition, in der passend zum Titel barocke Musik den trostreichen Gegenpol zu unterschiedlichen Ausprägungen von Schmerz und Wunden bildet. Neben dem Gesang wird aber auch die Natur samt Wind und Meeresrauschen zur Musik in diesem ungewöhnlichen, eigenwilligen Opus, das mit herrlichen Aufnahmen von der griechischen Küste auch einen meditativen Sog entfaltet. Wenn es in diesem Wettbewerb einen Beitrag gibt, der neue Wege des Filmemachens eröffnet, dann ist es dieser.